

Der Mensch – Das lernende Wesen

*„Es ist keine Schande, nichts zu wissen,
wohl aber, nichts lernen zu wollen.“
(Sokrates / Platon)*

Was wäre, wenn Sie auf einmal in den Weiten des australischen Buschlands aufwachten und sich an nichts mehr erinnern könnten: nicht daran, wer sie sind, was sie dort machen, woher sie kommen und wohin sie eigentlich wollen? Was würden Sie tun? Setzen sie nicht alles daran, diese Fragen (eines Tages) beantworten zu können? Vermutlich würden Sie dabei nichts unversucht lassen. Sie wären erst dann beruhigt, wenn sie Antworten fänden.

Wie sähe eine vergleichbare Situation am Frankfurter Flughafen aus, wenn dort die Polizei einen Mann fände, der nicht weiß, wer er ist, woher er kommt und wohin er geht. Auch wenn dieser Mann ganz freundlich wäre und nichts Verbotenes täte, nähme ihn die Polizei aufgrund seiner Orientierungslosigkeit mit und brächte ihn in eine Psychiatrie. Dort würde man diesen Mann dann wegen seiner schweren Identitätsprobleme so lange behandeln, bis er endlich eine Idee davon hätte, wer er ist, woher er kommt und wohin er geht. Erst dann gälte er als gesund.

Wie aber ist das mit dem sogenannten Homo sapiens?

Weiß er, wer er ist, woher er kommt und wohin er geht?

Ist er gesund oder braucht auch er eine Therapie?

Wo waren wir Menschen vor unserer Geburt?

Wer sind wir wirklich?

Warum und mit welchem Ziel leben wir?

Was passiert, wenn wir sterben?

Gibt es eine Existenz nach dem Tod?

Was ist die Erde, was ist das Universum und was ist dahinter?

Gibt es eine höhere Macht?

Gibt es Gott oder Götter, Geister oder Dämonen?

Gibt eine höchste Wirklichkeit?

Existiert eine absolute Wahrheit?

Gibt es so etwas wie die „Allwirklichkeit“, die als Einheit alles umfasst, die gleichermaßen Quelle und Ziel ist?

Wenn ja, kann man als Mensch diese bereits zu Lebzeiten finden und vor allem wie?

Diese oder ähnliche Fragen haben das Potenzial, einen in die Nähe von hoffnungsloser Verzweiflung oder exzessiver Alles-egal-Haltung zu bringen. Auf der Welt finden sich vermutlich so viele Antworten, wie es Menschen gibt. Denn solange der Homo sapiens denken kann, befindet er sich auf der Suche nach der ganzen Wirklichkeit, was zu seinen essenziellen Grundbedürfnissen gezählt werden muss. Die unzähligen religiösen und philosophischen Antworten auf der Welt sind Ausdruck davon,

Um den Denkapparat nicht allzu heiß laufen zu lassen, bereits an dieser Stelle der Versuch einer Antwort: Der Mensch ist von seiner Natur her ein lernendes Wesen. Denn die Tatsache des Lernens ist für jeden nicht nur unverzichtbar, sondern eine der ganz wenigen Konstanten in seinem Leben. Sich selber weise zu nennen, ist dagegen vollkommen überflüssig. Allerdings soll die Liebe zum Lernen laut Konfuzius mit der Weisheit verwandt sein. Ist das Lernen mit Liebe also ein wichtiger Aspekt von Weisheit?

Die Frage nach dem eigenen Ich

Im Zusammenhang mit der Frage nach dem eigenen Ich, also mit der zentralen Frage, „*Wer bin ich?*“, stößt man auf wesentliche Erkenntnisse in Bezug auf das Lernen.

Wird man von einem anderen gefragt, wer man ist, nennt man seinen Namen, seine Berufsbezeichnung, seinen Wohnort und seine Herkunft.

Stellt man sich selber die Frage, wer man ist, dann gestaltet sich die Beantwortung der Frage sehr viel schwieriger. Man fängt an zu ergründen, worüber man sich selber definiert: über seinen Beruf, über seine Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe, über seine Rolle in Partnerschaft und Familie, über seine sozialen Aktivitäten, über seine Hobbys und Fähigkeiten. All diese möglichen Antworten, die sich im schlimmsten Fall von

einem auf den anderen Moment verändern können – zum Beispiel durch einen Unfall, eine Krankheit oder den Verlust eines nahen Angehörigen –, können einen nicht wirklich befriedigen, wenn man eine nachhaltige Antwort auf die Frage nach der eigenen Identität sucht. Man beginnt, über sein Leben nachzudenken, und stellt fest, dass man im Laufe der Zeit viele verschiedene Rollen eingenommen und selber viele verschiedene Gesichter hatte. An manche möchte man sich vielleicht lieber nicht mehr erinnern. Auch derzeit – so stellt man dann fest – gibt es Augenblicke der Stärke und der Schwäche, der Klarheit und des Zweifels, der Sicherheit und der Unsicherheit. Auch nimmt man in verschiedenen gesellschaftlichen Situationen ganz unterschiedliche Rollen ein: Mal ist man der Überlegene, zu dem andere aufschauen, mal der Unterlegene, der zu anderen hochsieht. Wer also ist man?

Es wird schwieriger mit der Antwort. Vielleicht kommen einem jetzt religiöse oder philosophische Antworten in den Kopf. Vielleicht stellt man sich an diesem Punkt – als *Ultima Ratio* sozusagen – die Frage nach Sinn und Ziel, weil einem all die bisherigen Antworten viel zu hohl erscheinen. Was also macht man in diesem Universum, auf diesem Planeten, in diesem Körper – der sich unaufhörlich jede Sekunde verändert, von dem ständig irgendwelche Teile absterben und andere wieder neu geschaffen werden – und wohin will man? Mit welchem Ziel bewegt sich das (bisher) nicht zu greifende „Etwas“ in einem sich permanent verändernden Körper durch ein sich permanent veränderndes Leben? Wohin will man bzw. warum macht man das alles? Gibt es überhaupt eine konstante Sinn-Erklärung oder ein konstantes Ziel oder ist das Ziel des Lebens so veränderlich wie der Appetit, den man gerade auf irgendetwas hat, und der Sinn des Lebens besteht ganz einfach darin, seinen temporären Appetit zu befriedigen?

Eine solche Erklärung erscheint dann doch als so erbärmlich, dass man daran nun wirklich nicht zu glauben vermag. Die Fragen nach Sinn und Ziel helfen einem vorerst auch nicht weiter.

Wer also ist das, den man da in seinem Inneren fühlt und der meist nicht zu „quatschen“ aufhört? Wohin will dieses gefühlte Ich?

Man wird schmerzlich erkennen, dass auch die innere Wahrnehmung von sich selber einem permanenten Wandel unterworfen ist: als Kind, als Ju-

gendlicher, als Erwachsener, am Morgen, am Mittag, am Abend, vor und nach der Flasche Wein.

Man findet keine konstanten Eigenschaften, im Gegenteil. Je länger man darüber nachdenkt, desto mehr unterschiedliche, ja sogar sehr widersprüchliche Eigenschaften fallen einem ein. Man selber hat in seinem Leben schon sehr viele verschiedene Seiten eingenommen – das wird immer klarer.

Wer ist man dann, wenn sogar seine Eigenschaften stets im Wandel begriffen und nicht eindeutig zuzuordnen sind?

An diesem Punkt angekommen, hat man Gedanken angestoßen, die nicht mehr so schnell aus dem Kopf weichen, die nicht mehr so leicht abzustellen sind. Spätestens jetzt sollte man unbedingt beginnen, dieser Frage mit Abstand und mit kritischer Offenheit, mit klarer Analyse und vor allem aber nicht in gewohnter Entweder-oder-Manier nachzugehen. Man sollte auch definitiv bereit sein, sich zunächst mit vorläufigen Zwischenantworten zufrieden zu geben, bevor sich sonst das Hamsterrad der eigenen Sinnuche ins Unermessliche dreht.

Das unveränderliche, immer gleiche Ich gibt es nicht. Es existiert kein immer gleiches Selbstgefühl, keine immer gleich starke Persönlichkeit, die stets auf alles die gleichen Antworten parat hat.

Das, was man als Ich empfindet, verändert sich in jedem Augenblick, ähnlich dem eigenen Körper. Eine Tatsache, die das ganze Leben präsent ist. Man bekommt das Ich nie eindeutig zu fassen, wie z. B. eine lästige Fliege im Sommer, die man auch mit zwei Fliegenklatschen nicht zu treffen vermag, weil sie permanent in Bewegung ist. Dennoch gibt es tief in einem etwas, das sich – zumindest im Normalbewusstsein – sehr vertraut anfühlt.

Das eigene Ich umfasst also mehrere Seiten: Man erfährt es sowohl als vertraut, als auch immer wieder als etwas anders. Das Ich in seiner biografischen wie auch in seiner gegenwärtigen Gesamtheit ist äußerst vielschichtig und nach starren Entweder-oder-Kategorien sogar äußerst widersprüchlich. Nur nach einer komplementären Vorgehensweise, wonach Widersprüche als Ergänzungen (an)erkannt werden, kann man eine umfassende Ahnung von der wirklichen Beschaffenheit des Ichs bekommen.

Blickt man genauer auf die Entwicklungen in seinem eigenen Leben, dann lässt sich feststellen, dass man in unterschiedlichen Lebensphasen teilweise ganz unterschiedliche bzw. widersprüchliche Eigenschaften erlernt hat bzw. erlernen musste.

Beispiel: Liegt in bestimmten Lebensphasen das oft schmerzvolle Hinnehmen von unabwendbaren Situationen an, so ist in anderen Lebenssituationen das kraftvolle und selbstbewusste Aufbegehren gegen Vorkommnisse angesagt. Mit dem Fortschreiten dieser Lernprozesse kann sich z. B. die eigene Ausgewogenheit der widersprüchlichen Aspekte Hinnehmen und Aufbegehren entwickeln. Weder allein das Eine noch allein das Andere reichen für ein gelingendes Leben aus - ganz im Sinne des sogenannten Gelassenheitsgebetes:

*„Gott, gib mir die Gelassenheit,
Dinge hinzunehmen,
die ich nicht ändern kann,
den Mut, Dinge zu ändern,
die ich ändern kann,
und die Weisheit,
das eine vom anderen zu unterscheiden.“*
(unterschiedliche Quellen)

Um zu dieser höchst komplementären Weisheit zu gelangen, ist das Lernen durch eigene Erfahrungen unverzichtbar.

Dabei geht es im Leben nicht nur darum, die Ausgewogenheit von Hinnehmen und Aufbegehren zu erlernen. Es gibt unzählige entgegengesetzte Eigenschaften und Verhaltensweisen, die ebenso nach Besonnenheit und Weisheit, Angemessenheit und Ausgewogenheit verlangen: zum Beispiel Offenheit und Verschlossenheit, Direktheit und Taktgefühl, Kontroverse und Harmonie, Anspruch und Rücksichtnahme, Lob und Kritik, Vertrauen und Misstrauen, Gemeinschaft und Alleinsein, Nähe und Abstand, Gemeinsamkeit und Andersheit, Strenge und Nachgiebigkeit, Ernst und Heiterkeit, Ernsthaftigkeit und Leichtigkeit, Großzügigkeit und Sparsamkeit, Geben und Nehmen, Fremdwohl und Eigenwohl, Nachdenklichkeit und

Entschlossenheit, Zweifel und Unbeirrtheit, Bemühung und Erfolg, Anstrengung und Gottvertrauen und viele mehr.

Man könnte jetzt natürlich jedes Mal um die Weisheit bitten, die man braucht, um zu wissen, was in der konkreten Situation jeweils angemessen ist. Ohne den Wert eines Gebets schmälern bzw. ohne dessen Wirkung in Frage stellen zu wollen, sollte man sich mit dem Gedanken anfreunden, dass man sein Leben dazu nutzen kann (und wohl auch nutzen sollte), diese ganz unterschiedlichen Eigenschaften und Verhaltensweisen kennenzulernen, auszuprobieren und so Schritt für Schritt zu besonnenen Vorgehensweisen zu gelangen.

Kein Wunder also, dass das Ich mit seinen Eigenschaften nicht eindeutig zu greifen ist, weil es höchst komplementär viele ganz verschiedene Aspekte umfassen muss. Leben bedeutet nun einmal Vielfalt. Die Idee eines immer gleichen, widerspruchsfreien Ichs ist menschengemachte (Einseitigkeits-)Fantasie bzw. Wunschvorstellung und sollte dringend korrigiert werden, wenn man am komplexen Leben realistisch teilhaben möchte.

Nicht das eigene Ich und seine Eigenschaften, die alle permanent in Bewegung sind, sind gleichbleibend, sondern die permanente Notwendigkeit und Möglichkeit zu lernen ist konstant. Selbst die bei allen gesunden Menschen angelegte Fähigkeit dazu kann schwanken, wenn man sie zum Beispiel aus Bequemlichkeit oder aus Überheblichkeit verkommen lässt. Grundsätzlich kann jeder Mensch jederzeit lernen. Heute weiß man, dass sogar der Schlaf für einen fruchtbaren Lernprozess unverzichtbar ist. Allen guten und schlechten Erfahrungen, allen starken und schwachen Augenblicken, all den Verschiedenheiten der komplexen Wirklichkeit, all dem Schönen, all dem Leid, all dem permanenten Wechsel begegnet man als "lernender Mensch" mit der Möglichkeit Erlerntes zu speichern und später davon zu profitieren. Das erkennbare Wesen des Menschen ist nicht seine eingebildete Weisheit (sapiens), sondern seine permanente, einzigartige Fähigkeit zu lernen, bis hin zum letzten Atemzug, wie die Neurowissenschaftler versichern. Eines ist damit klar: Wer aufhört zu lernen, der ist geistig tot.

Der deutsche Unternehmer und Kunstförderer, (Prof. Dr. h.c.) Reinhold Würth (geb. am 20. April 1935 in Öhringen), äußerte sich folgendermaßen zu dieser Thematik: *„Lebenslang lernen ist ein Stück Selbstverständlichkeit, und doch wird ein aufmerksamer Beobachter feststellen, dass sich die*

Menschen seiner Umwelt in zwei Lager aufzuteilen scheinen: die einen schon mit 40 vergeist, lustlos am Leben vorbei lebend, phlegmatisch, nicht nur körperlich feist und dick, auf dem Weg zur Senilität. Andere im Alter von 70 machen einen wendigen, optimistischen, agilen und positiven Eindruck, sind unabhängig von der Berufslaufbahn aktiv geblieben und beobachten ihre Umwelt aufmerksam und positiv. Analysiert man beide Gruppen, dann zeigt es sich, dass erstere verlernt haben, zu lernen, während letztere sich analytisches Denken und den Drang zum Leben bewahrt haben.“ (Akademie Würth, Akademie für Mitarbeiter, Programm 2015)

Nach Laotse (ca. 6. Jhd. v. Chr.) ist Lernen wie Rudern gegen den Strom. Hört man damit auf, treibt man zurück. „Nur tote Fische schwimmen mit dem Strom.“, so ein Sprichwort.

Der Mensch – das lernende Wesen – erfährt Befreiung aus dem Korsett seiner selbst verschuldeten Einseitigkeit durch seine Vielsichtigkeit. Der vielsichtige Mensch beachtet und bedenkt möglichst viel, lernt daraus und speichert seine Erkenntnisse, die er fortan beherzigen kann. Der vielsichtige Mensch, der Homo multividus, ist ein lernender Mensch, der allzeit zum Lernen bereit ist. Lernen ist die Konstante des Menschen inmitten allen Wandels. Dieses Ich, das Halt gibt und hoffnungsvoll stimmt, fühlt sich sehr gut an. Es lässt den Menschen auf seinem Weg nicht allein.

Die spirituelle Sicht

Für einen Buddhisten wird die Frage nach dem Ich am Ende klar beantwortet. Durch die tiefe Erkenntnis bei der Erleuchtung, dass das Ich schon immer eins mit allem anderen war und ist und somit alles umfasst, wird die Illusion überwunden, von etwas anderem getrennt zu sein und in Widerspruch zu irgendetwas zu stehen.

Man könnte dies auch so ausdrücken: Das eigene Ich verfügt auf der einen Seite über individuelle Merkmale, auf der anderen Seite ist es mit dem Ganzen verbunden – so wie die einzelne, individuelle Welle mit dem alles umfassenden Ozean.

Um dieses wahre Ich zu erfahren, das auf der einen Seite Wechsel und auf der anderen Seite Einheit und Konstanz bedeutet, ist spirituelle Erkenntnis unverzichtbar, vorbereitet durch liebevolles Lernen in der äußeren und in der inneren Welt.

Die Erkenntnis, als Mensch bis zum letzten Atemzug ein lernendes, vielsichtiges Wesen zu sein, ist Grund genug, ein wirklich gutes und liebevolles Verhältnis zum Lernen zu entwickeln.

So schwer es manchmal vielleicht fallen mag, so ist Lernen bei allem, was im Leben passiert, sogar in den schlimmsten Krisensituationen, die einzige Chance, einen Nutzen aus jeder Situation und jedem einzelnen Augenblick zu ziehen und beispielsweise nicht ausschließlich nur in Sinnlosigkeit zu versinken. Die Möglichkeit in jeder Situation zu lernen, begleitet einen in jedem Augenblick. Die Liebe zum Lernen ist deshalb auch eng mit dem Sinn des Lebens verwandt, dem Bruder der Weisheit sozusagen.

„Es kann nichts so schlecht sein, dass es nicht auch für etwas gut ist.“ ist ein Spruch im Volksmund. Es gibt Situationen, in denen diese Lebensweisheit in ihrer Direktheit völlig taktlos ist. Sie erscheint dann eiskalt und völlig gefühllos. Und dennoch trifft sie vom Inhalt her den Nagel auf den Kopf: Alles, was im Leben geschieht, umfasst mehrere Ebenen. Eine davon ist – neben allen anderen – die Möglichkeit zu lernen.

Die Liebe zum Lernen beinhaltet die Liebe zum Leben. Selbst bei tragischen Todesfällen im familiären Umfeld, die man erleiden muss, gibt es immer auch die Perspektive, dass das eigene Leben weitergeht. Diese Sicht ist auch ein Teil der Wirklichkeit und hat mit plumpem Egoismus überhaupt nichts zu tun, sondern mit realistischer Trauerarbeit.

Konfuzius hatte völlig Recht mit der Liebe zum Lernen und der Nähe zur Weisheit.

Verhängnisvollerweise wird vor allem auch in konfuzianistisch geprägten Ländern – wie z. B. in China und in Süd-Korea – das theoretische Auswendig-Lernen, also das schlichte Pauken, völlig überbetont und die Liebe zum lebensnahen Lernen fast völlig vernachlässigt – von den Geschwistern Weisheit und Sinn also sehr weit entfernt. Die überdurchschnittlich hohe Selbstmordrate vor allem bei jungen Menschen zeigt, wohin sinnentleertes Lernen kombiniert mit völligem Leistungsdruck führt.

Erlerntes Weitergeben

Eine sehr wichtige, quasi durch die Evolution vorgegebene Aufgabe des Menschen, ist die Weitergabe des Erlernen an andere Menschen, vor allem an die nächsten Generationen. Wissen, das geteilt wird, wird nicht

weniger, sondern vermehrt sich. Die Weiterentwicklung des Menschen und der Menschheit basiert auf der Natur des Menschen als lernendes Wesen und der Fähigkeit Erlerntes weiterzugeben.

Vielfalt und die Entwicklung von Kreativität

Wissenschaftler, die sich unter anderem mit Wahrnehmen, Denken, Urteilen und Lernen beschäftigen (Kognitionsforscher), sind in den letzten Jahren zu der Erkenntnis gelangt, dass Kreativität nicht nur auf Künstler und Genies beschränkt ist, sondern im Grunde genommen jeder gesunde Mensch Kreativität in seinem Leben erfahren und auch entfalten kann.

Verschiedene Untersuchungen haben gezeigt, dass die beste Voraussetzung, um selber Kreativität zu entwickeln, die Begegnung und die Beschäftigung mit ungewohnten, andersartigen, fremden Inhalten ist. Werden die eigenen gewohnten Überzeugungen, Denk- und Handlungsweisen mit Unüblichem konfrontiert, bestenfalls von anderen Menschen wohlwollend hinterfragt und möglicherweise sogar widerlegt, wenn also der eigene Standpunkt konstruktiv zur Diskussion steht, erweitert sich der eigene Horizont. Dadurch wird das eigene Denken flexibler, interessanterweise auch in Bezug auf ganz andere Inhalte. Wer die Scheu vor dem Unbekannten immer wieder neu überwindet, fördert damit seine eigene Fantasie und Kreativität. Die Wissenschaftler bezeichnen in diesem Zusammenhang zum Beispiel einen längeren Aufenthalt im Ausland als regelrechten Kreativitäts-Intensivkurs.

Je häufiger und intensiver im Leben Berührungen mit aus der Reihe tanzenden, fremdartigen Situationen stattfinden, je häufiger man ganz unterschiedliche Perspektiven einnimmt, desto flexibler und kreativer wird das Denken in allen Lebens-Bereichen. Vielsichtigkeit ist zugleich Quelle und Ausdruck von Kreativität. (siehe: *"Wie kommen Ideen in den Kopf"*, Bas Kast, Spiegel.de, 18.4.15)

Lernen – von der Qual zur Freude

„Nicht für das Leben, sondern für die Schule lernen wir.“
(Originalzitat des römischen Philosophen Seneca – 4 v. Chr. bis 65 n. Chr. – aus seinem 106. Brief an Lucilius über Ethik)

Bereits zu den Lebzeiten von Jesus Christus beklagte sich Seneca darüber, dass die Schule kaum geeignet sei, junge Menschen angemessen auf das Leben vorzubereiten und dass vieles, was man lernt, für den Lehrer bzw. die Schule erfolgt und für das eigentliche Leben wenig nützlich ist. An dieser Tatsache hat sich bis heute – zweitausend Jahre später – kaum etwas geändert. Diese Kritik hat bis heute ihre Gültigkeit nicht verloren.

Da hat es auch nichts genützt, dass schon immer (vielleicht nicht ganz so fleißige) Schüler und ebenso (vielleicht nicht ganz so unkritische) Lehrer – im Gegensatz zu ihren disziplinierten Mitschülern bzw. Mitlehrern – genau diese Ansicht vertraten bzw. vertreten und Änderungen lauthals angemahnt haben. Vergeblich!

Im Gegenteil! Irgendwann haben vermutlich überdisziplinierte Lehr- und Lernbesessene diese Aussage ganz einfach in ihr Gegenteil verkehrt und daraus den allseits bekannten Ausspruch *„Nicht für die Schule, sondern fürs Leben lernen wir.“* gemacht. Seitdem steht diese Lüge (im Sinne des Originals) in Millionen Lateinbüchern und in Stein gemeißelt über Hunderten Schulportalen. Wie viele Lateinlehrer haben diesen Satz als eine ihrer größten Weisheiten gepredigt?

Geht man im Sinne Globaler Intelligenz davon aus, dass beide Aussagen ihre Richtigkeit und Bedeutung haben, dann kommt man weiter, denn beide entstammen der Lebenswirklichkeit:

„Nicht für das Leben, sondern für die Schule lernen wir.“

„Nicht für die Schule, sondern fürs Leben lernen wir.“

Wenn man beide Aussagen auf sich wirken lässt, dann wird einem das große Manko des heutigen Schulsystems und der daraus folgenden klaren Notwendigkeit zu massiven Veränderungen deutlich. Derzeit lernt man mehr für die Schule als fürs Leben. Dabei sollte man in der Schule doch eigentlich fürs Leben lernen.

- Persönliche Anmerkung in Bezug auf den Lateinunterricht:

Die Alternative für die Nicht-Freunde der lateinischen Sprache – verbunden mit einem freundlichen Gruß und der Bitte um Vergebung an alle Latein-Freunde und deren Lehrer: Vielleicht sollte man zukünftig in der Schule besser Spanisch lernen. Denn wer gut Spanisch kann, kann am Ende viel einfacher Latein lernen, sofern er dieses denn dann noch möchte

bzw. braucht. Dann hätte man wenigstens – vermutlich sogar mit Freude – eine Sprache gelernt, die sich im Alltag auch benutzen ließe. Manch eine überflüssige Ehrenrunde in der Schule ließ sich so vermeiden! So wäre vielen geholfen.

Das essenzielle Problem einer immer weniger lebensnahen Schule bzw. Hochschule ist, dass bei wirklich nicht wenigen Menschen die Einstellung zum Lernen und auch zu den Lehrern – um es äußerst freundlich auszudrücken – nachhaltig gestört wird. Zumindest aus der Sicht eines aufmerksamen Beobachters ist es wohl vor allem in Deutschland so, dass nicht wenige Menschen lebenslang ein geradezu zwanghaftes Verhalten als Überbleibsel ihrer Schulzeit mit sich tragen. Sie lassen keine Gelegenheit in ihrem Leben aus, ihren schier unermesslichen Frust gegenüber Lehrern durch hämische Bemerkungen und Witze Ausdruck zu verleihen. Sogar manch ein Akademiker bläst in das gleiche Horn. Wie geknechtet muss man sich dann als Schüler bzw. als Student erst gefühlt haben? Es ist schon lange mehr als überfällig, dass Bildung in der täglichen Praxis Interesse weckt und Freude bereitet und die Erinnerung an seine Lehrer – zumindest an die meisten eine gute sein kann.

Gelten in Finnland, dem Sieger der ersten „Pisa-Studie“, die Lehrer als „Kerzen des Volkes“, die auf dem Weg der Entwicklung der Schüler leuchten und wärmen, so sieht man in Deutschland die Lehrer in besagten Kreisen eher als faule, selbstverliebte und überbezahlte Halbtagskräfte an. Eine Kritik, die dummerweise oft auch die guten Lehrer trifft, da in der Hämie nicht unterschieden wird. Dass auch Schüler und deren Eltern nicht selten eine ungenügende Einstellung und ein völlig inakzeptables Verhalten an den Tag legen, ist den „Krakeelern“ bis heute wohl nicht in den Sinn gekommen.

In Finnland ist es übrigens nicht automatisch die Schuld des Schülers, wenn er etwas nicht schafft. Vielmehr muss zunächst der Lehrer prüfen, ob er an der Lernsituation noch etwas verbessern kann. Vorbildlich! Es liegt auf der Hand, dass beide Seiten – Lehrer und Schüler – ihre Einstellung und ihr Verhalten überprüfen und angemessen verändern müssen.

Klar ist, Lernen spielt in der Entwicklung der Menschheit und in der Entwicklung des einzelnen Menschen eine unersetzliche, zentrale Rolle. Ler-

nen ist der Schlüssel für Entwicklung und Erfolg. Ohne Lernen wären die ungläublichen Errungenschaften des Menschen, die auf Lernen und auf Kooperation basieren, niemals möglich gewesen und niemals möglich. Menschen sind nicht nur Meister der Kooperation, sondern auch Meister des Lernens. Ähnlich wie bei der Kooperation, muss sich diese Erkenntnis aber in allen Bereichen der menschlichen Lebenswirklichkeit durchsetzen.

Ebenfalls muss die Zeit endgültig vorbei sein, in der zahlreiche Menschen immer noch glauben, dass Lernen ein Zeichen von Unkenntnis und Schwäche ist, da man angeblich zu erkennen gibt, dass man selber noch lernbedürftig ist. Besonders in sozialen Hierarchien – wie z. B. in den höflichkeitsorientierten Gesellschaften Asiens oder auch in Führungshierarchien ganz allgemein –, trifft man sehr häufig bei den (angeblich) Höhergestellten auf diese Einstellung, die extrem negative Folgen mit sich bringen kann.

Andere wiederum vertrauen nur dem Gewohnten und erfahren alles Neue und Andersartige nicht als Bereicherung, sondern als Bedrohung, der gegenüber man sich verschließen muss. Lernen wird deshalb prinzipiell ausgeschlossen.

Die heutige Welt-Gesellschaft kann sich kulturübergreifend einer nachhaltigen Aufwertung von Lernen und einem befreiten Umgang mit dem Lernen auf möglichst vielen Ebenen nicht länger entziehen – beginnend bei der familiären Erziehung, bei der Vorschul-, Schul- und Hochschulerausbildung, bei der Aus- und Fortbildung bis hin zu Begegnungen mit anderen Menschen, vor allem auch mit Menschen aus anderen Kulturen.

Lernen sollte Menschen Freude bereiten können, damit die Erweiterung des eigenen Horizonts als Bereicherung und als Chance auf Weiterentwicklung erfahren werden kann – im gesamt-gesellschaftlichen und im ganz persönlichen Bereich.

Der Homo multivivus zeichnet sich u. a. dadurch aus, dass er das Neue und das Andere, ja sogar das (vermeintlich) Gegensätzliche liebt, weil er dadurch lernen und wachsen kann.

Damit das Lernen (sogar) in der Schule Interesse wecken und Freude bereiten kann, braucht es interessant aufbereitete, lebensnahe und praxisbezogene Lerninhalte. Das Bildungssystem muss diesbezüglich komplett erneuert werden. Es gibt zahlreiche für das Leben im einundzwanzigsten Jahrhundert wirklich wichtige Inhalte und genauso dringend zu erlernen-

de Sozial-Kompetenzen, was die herkömmliche, nicht selten völlig antiquierte und verstaubte Bibliotheks-Ausbildung um Welten bzw. um Dimensionen übersteigt. Die Bildung sollte dem lebenden Menschen dienen und nicht der Mensch einer toten Bildung. Viele der heutigen Schüler und Studenten – und vermutlich auch gar nicht mal so wenige Lehrer - dürften das genauso sehen. Veränderung ist in Verzug.

Werden die Bildungs-Inhalte dann mithilfe intelligenter Lehrmethoden den Schülern von ausgezeichneten Lehrern vermittelt, die mit Kompetenz und Herz, mit Verstand und Engagement und natürlich auch mit einer ausgezeichneten Bezahlung(!) und mit gesellschaftlicher Anerkennung(!) unterrichten, dann wächst die Wahrscheinlichkeit, dass die Wissbegierde der Schüler wieder der angeborenen und ganz natürlichen, eigentlich völlig normalen und nicht verhunzten Neugierde von gesunden jungen Menschen entspricht. Das ist doch genau das, was jeder möchte. Wenn ein Mensch etwas lernen will, weil er sich dafür interessiert, dann ist das Lernen für ihn nicht länger ein Problem, sondern bereitet Freude. Gelingende Erziehung und gelingende Gesellschaft können auf eine gesunde Einstellung zum Lernen – eine zentrale Eigenschaft des Homo multivividus – nicht verzichten. Wer das Lernen nicht lernt, der macht sich selber dumm!

Was Hänschen nicht lernt,
das sucht Hans im Internet.
Versteht aber Hänschen
die Zusammenhänge nicht
und lernt er das Lernen nicht,
dann glaubt Hans jeden Mist
und wird des Wahnsinns Beute!